

Die Wirklichkeit der Phaéton-Sage

(c) Walter Stender, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

Auseinandersetzungen darüber, wann das u. a. von Platon erwähnte Atlantis existierte und wo es sich rein geographisch gesehen befand, dauern bis zum heutigen Tag an. Der Autor versucht in diesem Artikel, die Vernichtung von Atlantis mit der Phaéton-Sage in Verbindung zu bringen, die er als die katastrophalen Auswirkungen eines vorbeiziehenden und schließlich auf die Erde stürzenden Himmelskörpers deutet.

Die für die damalige Menschheit eintretenden Folgen waren dermaßen gravierend, dass sich die Erinnerung an diese globale Katastrophe tief in die Erinnerungs- und Vorstellungswelt der Menschheit einprägte. Von den unmittelbaren Folgen der kosmisch verursachten Katastrophe wurde nach Meinung des Autors besonders Atlantis betroffen.

Der Autor verwendet in dieser Arbeit die schulwissenschaftliche Chronologie, die jedoch sehr umstritten ist. Es könnte auch durchaus der Fall sein, dass sich der Phaéton-Kataklysmus erst um -700 oder später ereignete.

Einführung

Die Oberfläche des Mondes, besonders jene auf der erdabgewandten Seite, die erst im 20. Jahrhundert durch Sondenaufnahmen sichtbar wurden, ist übersät mit kleinen und größten Einschlagkratern von Meteoriten. So würde unsere Erde auch aussehen, hätte nicht die irdische Erosion durch Atmosphäre, Bewuchs und Wasser (besonders Meere) das meiste unkenntlich gemacht. Neben den wenigen Kratern, die man schon kannte, findet man heutzutage noch viele andere, teils auf Luft- und Satellitenbildern, teils, weil man zunehmend für die Auffindung von Kratern sensibel wird. Einschlagsspuren von vielen hundert Kilometern Durchmesser, wie sie auf dem Mond zu finden sind, wird es sicher auch auf der Erde gegeben haben. Das bekannte Nördlinger Ries mit seinen vierzig Kilometern ist dagegen ganz unbedeutend.

Dass solche schwersten Meteoriten bei uns entsetzliche Katastrophen ausgelöst haben müssen, mit gewaltigen Folgen für Flora und Fauna, ist einzusehen. Die Schulwissenschaft, gehemmt durch ein seit Anfang des vorigen Jahrhunderts geltendes Dogma von einer ungestört verlaufenden Menschheitsgeschichte, beginnt sich erst seit zwei Jahrzehnten damit zu befassen. Dazu musste ein Nobelpreisträger, der Kalifornier Luis Alvarez, das Eis brechen, indem er nachwies, dass das Aussterben der Saurier vor etwa 65 Millionen Jahren auf eine Meteoritenkatastrophe zurückzuführen sei.

Schon zwei Jahrzehnte vor Alvarez schrieben zwei verdienstvolle Außenseiter, der holsteinische Pastor und Archäologe Jürgen Spanuth und der amerikanische Psychiater und Altphilologe Immanuel Velikovsky Bücher über solche Katastrophen in den letzten vorchristlichen Jahrtausenden (Literaturhinweis steht in Klammern mit Buchstaben für das Buch und Zahlen für die Seite). Beide Forscher bieten eine solche Materialfülle aus alten Schriften, Überlieferungen und legendenhaft verbrämten Berichten, dass offenbar wird, wie viel Wissen über solche Ereignisse noch erhalten und auswertbar ist. Besonders wertvoll ist dabei, dass sich Nachrichten von vielen Völkern rund um den Erdball gegenseitig bestätigen und ergänzen.

Gegenstand dieser Studie ist nur eine dieser schweren Katastrophen, nämlich jene, in der ein Meteorit Atlantis zerstörte. Jürgen Spanuth gelang es, das uralte Atlantis-Rätsel überzeugend zu lösen und nachzuweisen, dass dieses sagenhafte und von tausenden Autoren mehr oder weniger phantasievoll gesuchte Land in der Nordsee lag und zur Zeit des Exodus aus Ägypten unterging. Spanuth vermutete im Zerstörer von Atlantis einen Kometen. Die Fülle des Materials jedoch, das er über die Begleit- und Folgeerscheinungen jenes Meteoriten vorlegen konnte, ermöglichte eine ausführliche Analyse und den Nachweis, dass der vermutete Komet ein Planetoid mit ganz anderem Verhalten war.

Die Quellen

Aus den drei Hauptwerken von Spanuth (A, B und C) stammen die meisten Informationen, Ergänzendes von Velikovsky aus (F). Dennoch ist die folgende Aufstellung nicht vollständig.

Ägyptisch:

- Tempelinschriften des Pharaos Merenptah (Regierung -1232 bis -1222) in Karnak,
- Inschriften Merenptahs an der Stele von Athribis,
- „Papyrus Ipuwer“, vermutlich während der Katastrophenzeit verfasst,

- Schrein von el-Arish, errichtet zum Gedenken an den im Serbonis-See ertrunkenen Pharao Taoui Thom (Regierung -1209), der wahrscheinlich die ausziehenden Juden verfolgte,
- „Papyrus Golenischew, Eremitage“, Regierungszeit des Pharao Amenmesse (-1215 bis -1212),
- Tempelinschriften des Pharao Ramses III. (-1198 bis -1167) in Medinet Habu,
- „Papyrus Harris“, Regierungsbericht des Ramses III.,
- „Papyrus Orakel des Töpfers, Erzherzog Rainer“, eine im 3. Jahrhundert entstandene griechische Übersetzung.

Griechisch/römisch:

- Hesiod, um -700,
- Solon, ca. -562 in Ägypten beim Priester Sonchis, überliefert über Eritias und Timaios auf Platon, verstarb -559.
- Pindar, nach -500,
- Herodot und Pausanias, -5. Jh.,
- Platon, ca. -346 (s. oben), verstarb -347,
- Apollonios von Rhodos, Nonnos Marcellus und Proclus, -3. Jh.,
- Apollodor, -2. Jh.,
- Diodor von Sizilien, -1. Jh.,
- Ovid, 8. Jh.,
- Plinius der Ältere, 1. Jh.,
- Eusebius von Caesarea, um 300,
- Ammianus Marcellinus und Augustinus, um 400,
- ferner Hephæstion, Avien, Lydus, Servius, Jonctinus, Solinus u.a.

Jüdisch/christlich:

- Buch Exodus, Bücher Moses, um -1200,
- David, Propheten Joel, Jesaja u.a.,
- Midraschim, Apkryphen und Pseudepigraphen,
- Flavius Josephus, 1. Jh.,
- Offenbarung Johannes, ca. 85,
- Christliche Sibyllinen und Eschatologisches Schema.

Germanisch:

- Völuspa, Gylfaginning, Hyndluliodh, Lokasenna u.a.m. aus den Edden,
- Heliand

Verschiedenes östlich:

- Finnisches Klevala-Epos,
- Finnisch-ugrische Überlieferungen,
- Sibirische Vogulen,
- Altal-Tataren,
- Chinesische Annalen aus der Zeit des Kaisers Yahou,
- Japanische Welterschöpfungssage,
- Ostindische Stämme,
- Indischen Veden und Upanishaden,
- Gatas des Avesta, Gilgamesh-Epos,
- Parsisches eschatologisches Schema.

Verschiedenes westlich:

- Maya-Manuskript Troano,
- Maya-Schrift Popol-Vuh,
- Überlieferungen der Maya-Quiché,
- Mexikanische Überlieferungen,
- Überlieferungen des Chocktaw-Stammes, Oklahoma,
- Überlieferungen der Maori (deren Urheimat wahrscheinlich an der kanadischen Westküste lag) (G).

Die Namen des Himmelskörpers

Der verheerende Himmelskörper wurde rund um den Erdball teils beobachtet, teils in seinen Auswirkungen erlebt. Ebenso eindrucksvoll ist es, dass dessen Benennung von Volk zu Volk verschieden war, was wohl auch als Beweis dafür gelten kann, dass diese Völker aus eigenem Erleben berichten.

- *Ägyptisch*: Sekhmet,
- *Griechisch/römisch*: Phaéthon, Typhon-Typhoeus-Typhaon (laut Plinius sind die letzteren Namen als eine griechische Verballhornung des Namens von Pharao Taoui Thom anzusehen, kurz vor dessen Regierungszeit das „Himmelsungeheuer“ auftrat),
- *Germanisch*: Fenrir, Fenriswolf, Muspilli, Surtr,
- *Syrisch/babylonisch*: Anat, Tiamat,
- *Persisch*: Gocihar, Tistrya, Azi dahak.

Sicherlich haben noch mehr Völker das „Ungeheuer“ beobachtet und benannt. Es zeigt sich jedoch schon hier, dass es kein gewöhnlicher Meteorit war, der in Sekunden die Atmosphäre durchdrang und nur in begrenztem Umkreis gesehen werden konnte.

Die Datierung

Als eine von einem Meteoriten verursachte Katastrophe ist dieses Ereignis in unserem Geschichtsbild nicht aufzufinden, obwohl offenbar Quellen in großer Zahl vorhanden sind, die darauf hinweisen. Tatsächlich ist es darum auch unmöglich, eine recht genaue Datierung zu finden. Zu fragen wäre ebenfalls noch, ob es denn zulässig sei, anzunehmen, dass sich Nachrichten aus so vielen Gegenden der Erde wirklich auf das gleiche beziehen. Das darf man indessen bejahen, denn dieses Ereignis erweist sich als so ungewöhnlich, dass eine Wiederholung eines so absolut ungewöhnlichen Vorgangs innerhalb einer begrenzten Periode völlig ausgeschlossen werden darf. Spanuth gelang es, die damaligen Ereignisse so logisch miteinander zu verknüpfen, dass der Gesamtablauf überzeugend ist und für die Datierung nur ein enger Spielraum bleibt:

Pharao Merenptah (-1225 bis -1215) erlebte -1219 den ersten Versuch von Seevölkern, im Nildelta Fuß zu fassen. Es ist wahrscheinlich, dass es sich um eine kurz nach Eintritt der Katastrophe ins Mittelmeer gelangte Vorhut der Atlanter handelte, die zwei Jahrzehnte später als große, organisierte Streitmacht den gleichen Versuch wiederholte.

Merenptah könnte ein Opfer der ständig fortwirkenden Naturkatastrophen geworden sein. Denn ihm folgten seiner Dynastie fremde Usurpatoren, Amenmesse (-1215 bis -1212) und Siptah (-1212 bis -1209).

Ebenso war Thaoui Thom (Typhon) ein Fremder, der nur -1209 regierte und offenkundig bei der Verfolgung der ausziehenden jüdischen Sklaven ertrank (s. Schrein von el-Arish). Natürlich kann nicht der Himmelskörper selbst jahrzehntelang aktiv gewesen sein, sondern es war der als späte Folgeerscheinung zu wertende Ausbruch des Thera/Santorin, der sich zur Zeit des Exodus in Ägypten so schrecklich auswirkte.

-1209 bis -1198 folgten in Ägypten noch vier Herrscher, ein Zeichen, dass die von den Katastrophen bedingten Thronwirren fortbestanden.

Dann bestieg Ramses III. den ägyptischen Thron (-1198 bis -1167). Er begründete eine neue Dynastie und begann mit dem Wiederaufbau eines, wie er selbst schrieb, völlig verwüsteten und fast entvölkerten Landes. Ramses III. gelang es endlich (-1194) die inzwischen mehrmals zum Angriff angetretenen Seevölker so zu schlagen, dass diese Gefahr für immer gebannt war. Die Reste dieser Angreifer zogen sich an die palästinensisch-syrische Küste zurück und gründeten dort eigene Staaten. Einige schlossen sich den Libyern an.

Es fällt nicht schwer, daraus abzuleiten, dass das große Unheil etwa -1222 oder kurz davor mit dem Auftreten des Himmelskörpers begann. Die Naturkatastrophen, die diesem Auftreten folgten, dauerten wohl bis mindestens -1209, vielleicht sogar bis kurz vor den Regierungsantritt von Ramses III. fort und es dauerte dann immer noch ein halbes Jahrzehnt, ehe die heimatlos gewordenen Atlanter sich für immer zurückzogen.

Das Problem mit der Datierung

Spanuths Gegner, und es sind davon sehr viele, wollen seine Datierung nicht wahrhaben. Platon berichtet bekanntlich, dass die ägyptischen Priester Solon erzählt hätten, Atlantis sei vor 9000 Jahren untergegangen. Er berief sich ja nur auf die Dialoge zweier Gewährsmänner, Timaios und Kritias, die er wiedergibt. Beide sprachen von 9000 Jahren, wie es ihnen von Solon überliefert sei. Diese Zeitangabe bezweifelt Spanuth und glaubt, die Ägypter hätten Monate gemeint und Solon Jahre verstanden. Diese Vermutung ist einleuchtend, wenn man sie nachrechnet. Solon soll gegen Ende seines Lebens, etwa um -562, Ägypten besucht haben, also ungefähr 660 Jahre nach Eintritt der Katastrophe. Rechnet man auf Monate um, dann ergeben sich 8640

solare (12,37 pro Jahr), bzw. 8801 siderische (13,365 pro Jahr) Monate - ein geringer Unterschied zu der sicher nur abgerundet gemeinten Zahl, die von den Ägyptern genannt wurde.



So etwa muss der Einschlag des Planetoiden Phaéton ausgesehen haben (Zeichnung: GLG-Archiv)

Andererseits spricht auch nichts dagegen, dass die Ägypter den Zeitpunkt der großen Katastrophen richtig zu bestimmen wussten. Plinius berichtet, zur Zeit des Königs Typhon hätten die Ägypter einen furchtbaren Kometen beobachtet, der vom König seinen Namen bekam (B, 162). Moses sei um jene Zeit 52 Jahre alt gewesen, berichtet Augustinus (B, 59). Das ist auch von Eusebius zu erfahren, und damals hätten der Feuerbrand des Phaéton und die Flut des Deukalion Griechenland verheert. Der Zusammenhang mit dem jüdischen Exodus, dessen ungefähre Datierung damit übereinstimmt, ist erkennbar.

Dass die Flut des Deukalion durch den Ausbruch des Vulkans Thera verursacht wurde, gilt als gesichert. Natürlich waren alle Küsten und Inseln der Ägäis von dieser gleichen Tsunami-Flut verheert worden. Kreta, Mykene und Troja wurden zerstört. Kreta-Forscher bestehen jedoch immer noch darauf, die minoische Kultur sei im 15. Jahrhundert untergegangen, doch Spanuth weist ausdrücklich darauf hin, dass das eine längst erkannte Unkorrektheit des Knossos-Ausgräbers A. Evans war. Es ließe sich auch damit beweisen, dass Pharaos Ramses III., der erst -1232 oder -1225 begraben wurde, für sein bevorstehendes Begräbnis eine Zeremonienstraße bauen ließ, die später von einer dicken Vulkanascheschicht zugedeckt wurde (von Spanuth brieflich mitgeteilt).

Ägypten war längst bekannt

Südengland und die Bretagne waren die Ausgangspunkte der steinzeitlichen megalithischen Kultur, die sich von dort aus bis ins Mittelmeer ausbreitete. Da diese Kulturstätten immer in Küstennähe liegen, wurden sie sicher von Seefahrern verbreitet. Als die Atlanter aus ihrer unbewohnbar gewordenen Heimat fliehen mussten, waren ihnen die Mittelmeerländer längst vertraut. Dann wussten sie auch, welche herrliche Fruchtbarkeit im Niltal herrschte. Kundschafter werden ihnen bestätigt haben, dass es dort auch nach der Katastrophe noch besser war als irgendwo sonst in Europa und Nordafrika.

Nicht alle Angreifer kamen auf dem Seeweg. Auf den Tempelwänden von Medinet Habu finden sich Darstellungen von Kämpfen gegen Schiffe und Ochsenkarren (B, 331, 332). Man zog südwärts, um jeden Preis weg vom Norden, wo das Ungeheuer am meisten gewütet hatte. Auf alten Handelswegen zog man nach Italien und dem Balkan, von dort teilweise über Kleinasien und Syrien und gelangte von Osten her nach Ägypten, oder von Italien her über das Mittelmeer nach Nordafrika und dann von Westen her über Libyen. Mit der Libyern verbündete man sich zu gemeinsamem Angriff, denn bei denen hatte die Brandmasse das Land schrecklich verwüstet. In Medinet Habu wird berichtet: „Eine furchtbare Fackel schleuderte Flammen vom Himmel, die Seelen der Libyer zu suchen... Ihre Knochen brennen und rösten in ihren Gliedern.“ (B, 81)

Einige Stämme fanden es unterwegs schon erträglich, zu bleiben. In Italien, in Umbrien, ließen sich die Ambronien nieder. Die Dorer, von den Griechen nach ihrer Herkunft als *Hegisdor* oder *Fifeldor* benannt (die Eidermündung hieß so [B, 150, 181]), versuchten vergebens, Athen zu erobern, waren dann jedoch in Attika

erfolgreich. Sie nahmen die Sprache der Griechen an und begannen mit diesen gemeinsam den Wiederaufbau des Landes.

Auch andere von den Atlantern friedlich oder im Kampf besetzte Länder werden daraus kulturellen Gewinn gehabt haben. Nach ihrer Niederlage durch die Ägypter ließ sich ein Teil der Flüchtlinge in Palästina, ein anderer im Libanon nieder. Spanuth schreibt darüber ausführlich (D, E). Er weist auf die auffallenden Ähnlichkeiten der phönizischen wie auch der griechischen Buchstaben mit denen der germanischen Runenschrift hin (D, 188, 189). Sicher erfolgte die Übertragung nicht in umgekehrter Richtung. Auch glaubt er nicht, dass die phönizischen Einheimischen, vom arabischen Binnenland kommend, jene bewundernswürdigen nautischen Leistungen allein vollbracht hätten, die von den Phöniziern des letzten Jahrtausends vC bekannt sind. Ihre Anwesenheit in Nord- und Südamerika ist ja erwiesen.

Auch die Nordafrikaner haben offenbar den Atlantern kulturelle Beiträge zu verdanken. Der Harvard-Professor Barry Fell erlernte bei den Berbern eine seltsame Schriftart, das Tifinag. Als er vor der Aufgabe stand, mit Darstellungen und merkwürdigen Zeichen beschriftete Felsplatten bei Peterborough, Ontario, zu deuten, konnte er die seltsamen, scheinbar ziemlich unregelmäßig um Bilder verteilten Zeichen als Tifinag erkennen und mühelos lesen. Auf diesen Felszeichnungen, die dank einer mit enthaltenen Tierkreiszeichnung sogar als etwa aus dem -17. Jahrhundert stammend gedeutet werden konnte, war Erstaunliches zu erfahren: Ein nordischer König Wodan Lithi kam aus Ringerike, einem norwegischen Land, das heute noch so heißt. Er gründete eine Handelsniederlassung, um heimisches Wolltuch gegen Kupfer aus Amerika zu tauschen. Übrigens kannte Fell ähnliche Felsbilder in Bohuslän, Westschweden, aus dem Val Camonica in Italien, und auch aus Nordafrika. Überall bestand die Beschriftung in lesbarem Tifinag (I, J).

Phaéton auf Irrfahrt

Sagen wurden früher nicht besonders ernst genommen. Wer hätte wohl das für möglich gehalten, wenn in einer wohlbekannteren griechischen Sage erzählt wird, Phaéton habe den Wagen seines Sonnenvaters Helios nicht lenken können? In Irrfahrten habe er schreckliches Unheil angerichtet. Der Sonnenwagen war zwar ein Missverständnis, doch sonst war es ein wirkliches Geschehen. Darum sei hier jener furchtbare Meteorit, der im -13. Jahrhundert auftauchte, Phaéton genannt.

Von einem Meteoriten, gleich welcher Größe, weiß man, dass seine Flugbahn innerhalb der Atmosphäre ähnlich einer Wurfparabel verläuft, mehr oder weniger flach, je nach dem Eintrittswinkel. Das gilt auch für eventuell einschlagende Kometen, denn deren Eintrittsgeschwindigkeit ist ähnlich groß wie die fast aller Meteoriten. Wenn die Erde nicht direkt getroffen wird, entfernen sich diese Himmelskörper wieder, dank ihrer für das Einfangen zu hohen Geschwindigkeit, wobei die Erdschwere die Flugbahn etwas krümmt. Phaéton verhielt sich offenbar ganz anders. Darüber gibt es viele Berichte, so auch den griechischen von seinen „Irrfahrten“, als er angeblich den Wagen des Helios nicht zu lenken vermochte. Bei Ovid heißt es: *„Phaéton ließ aus den Händen die Zügel... Die Rosse sprengen, von keinem gehalten, durch den entlegensten Raum... ohne Gesetz, an Sterne rennen sie an und rafften den Wagen durch die Wildnis bald in schwindelnde Höh'n, bald in die Tiefe“* (B, 581). Diese Darstellung ist aber älter. Ovid hat sie wohl von Apollodor übernommen. Doch selbst Solon erfährt es, laut Platons „Dialog Timaios“, so von den ägyptischen Priestern (C, 447).

Bezeichnend ist die Aussage in einer griechischen Legende (deren Wiedergabe an dieser Stelle entbehrlich ist), dass *„das Ungeheuer Typhon alles durchsuchte und überall umherstrich, um Apoll zu finden“* (G, 254). Mit Apoll waren sicher die Atlanter gemeint, die allen Grund hatten, den Phaéton zu fürchten, und deren Lieblingsgott Apoll war (B, 340).

Apollodor berichtet, Phaéton habe in Syrien den Berg Casius überflogen, sei in Thrakien dem Berg Haemus zu nahe gekommen, so dass er diesen aufriss, und habe über das sizilianische Meer zu fliehen versucht, wo Zeus den Ätna über ihn gestürzt habe (B, 163). Interessant an diesem Bericht ist das Erscheinen des Phaéton an mehreren Orten, wobei es wohl nicht wörtlich zu nehmen ist, dass diese Zickzackbahn zurückgelegt wurde. Es ist naheliegend, dass die Meldungen von verschiedenen Beobachtern stammten und zeitlich nicht koordiniert waren. Darum ist es auch fraglich, ob aus der genannten Reihenfolge Schlüsse auf die Flugrichtung gezogen werden dürfen.

Nicht nur die scheinbar unregelmäßigen Bahnen des Phaéton bestürzten die Beobachter, sondern auch die offenbar gewaltigen Veränderungen seiner Flughöhe. Ovid ergänzt seinen oben zitierten Bericht ganz ausdrücklich mit dem inhaltsschweren Nachsatz: *„... bald steil in die Tiefe, auf abschüssigem Pfad ganz nah an der Erde“* (B, 581).



Die kraterübersäte Mondoberfläche ist ein eindrucksvolles Beispiel für die Häufigkeit von Meteoriteneinschlägen (Foto: GLG-Archiv)

Hesiod berichtet, die eine Hand Typhoeus' habe bis zum Westen, die andere bis zum Osten gereicht (B, 162). Vermutlich ist damit eine Längenausdehnung des Objektes mit Schweif gemeint, dass ein beträchtlicher Teil des sichtbaren Himmelsbogens überspannt war.

Es gibt noch mehr solche Aussagen, z.B. in den Edden, wonach Fenrir mal von Süd nach Nord, mal umgekehrt zog, oder ein „Wolf“ des Tages die Sonne verschlang, ein anderer des Nachts den Mond. Alle diese Berichte erschreckter und ratloser Beobachter sind wohl gleichermaßen so zu verstehen, dass Phaéton auf Bahnen gesehen wurde, die mit keiner der bekannten Bewegungen von Gestirnen oder gewöhnlichen Meteoriten zu vergleichen waren. Es gibt dafür nur eine Antwort: Heute, im Zeitalter der künstlichen Satelliten wissen wir, dass bei Erdumrundungen auf einer schräg zur Äquatorebene verlaufenden Bahn das Objekt mal nordwärts, mal südwärts fliegend gesichtet werden kann, und dass von einem festen Ort aus der Überflug in einer für den naiven Beobachter unverständlichen Weise mal im Osten, mal im Westen, mal auch mittendurch stattfinden kann, und das alles keineswegs in erkennbaren regelmäßigen Zeitabständen.

Noch eine Beobachtung ist aufschlussreich. In fast allen Berichten erschien Phaéton als dahin rasendes, feuriges Ungeheuer, aber die Autoren Avien, Hephæstion und Junctinus schreiben, Typhon bewege sich „langsam auf einer Bahn nahe der Sonne, und er war nicht von feuriger, sondern von blutiger Röte“ (B, 162). Damals - vermutlich - befand sich das Objekt noch in großer Höhe („nahe der Sonne“) und erschien darum dem Beobachter als relativ langsam fliegend. Auch war die Luftreibung in jener Höhe zu gering, um ein Glühen zu verursachen. Zugleich ist dies der Grund, dass sich die Flughöhe anfangs nur langsam, mit wachsender Reibung aber später rascher verminderte. Außerdem ist die Flughöhe schon während jeder einzelnen Umrundung nicht überall gleich, weil sich ein kürzlich zum Umlauf eingefangenes Objekt noch stark exzentrisch auf einer Ellipsenbahn bewegt. An welchem Ort und in welcher Phase der Umläufe die obige Sichtung erfolgte, bleibt offen.

Phaétons Absturz

Umrundungen der Erde im Einfluss der Luftreibung zehren früher oder später die Energie eines Objektes so weit auf, dass es zum Aufprall auf die Erde kommen muss. Dieser ist durch viele Berichte belegt, und sogar der Ort des Absturzes ist zu erfahren.

Ovid schreibt über Phaéton: „... Fern vom heimischen (d.h. griechischen) Strand nimmt jenen im Westen der große Strom Eridanos auf und bespült sein rauchendes Antlitz“ (B, 581).

Der Nachweis, dass die Griechen die Eider Eridanos nannten, wird von Spanuth ausführlich geführt (B, 169). Man möge Ovid wie auch seinen griechischen Gewährsmännern nachsehen, dass sie die Größe dieses auch für griechische Verhältnisse mittelgroßen Flusses dichterisch überhöhten.

Apollonios gebrauchte eine Ausdrucksweise, die den Ort noch etwas genauer erraten lässt. Er berichtet über die Argonauten: „Dann lenkten sie ein in Eridanos fernes Gewässer. Dort einst stürzte ... Phaéthon in die tiefe Lagune des mündenden Stromes“ (B, 167, 168). Er stürzte also in die Mündung des Eridanos.

Aus den Edden, der Lokasenna, ist zu erfahren: „Gefesselt lag Fenrir vor des Flusses Mündung“ (B, 175). Obwohl der Fluss nicht genannt ist, wird der Einsturz in eine Flussmündung bestätigt.

Spanuth ging diesem Hinweis nach. Vor Helgoland liegt das den dortigen Seeleuten wohlbekannte „Helgoländer Loch“, eine im sonst recht ebenen Seegrund auffallende Senke von 57 Metern Wassertiefe (B, 183). Mittels einer genauen Seekarte konnten Umriss und Tiefenverlauf dieser Grube bestimmt werden.

Die Grube ist eng begrenzt und von länglicher, stark einseitiger Gestalt. Der tiefste Punkt liegt 4,5 Kilometer

südlich vom Helgoland-Felsen. In Bezug auf den südlich davon fast ebenen Meeresgrund ist die Grube noch 20 Meter tiefer und hat in Nord, Ost und Süd einen steilen Anstieg, während in West der Anstieg flach verläuft und deutlich den Anschein erweckt, als sei von dort her in flacher Wurfbahn ein Einschlag erfolgt. Entlang der gestreckten West-Ost-Achse liegt die Maximaltiefe rund acht Kilometer vom Westrand bzw. vier Kilometer vom Ostrand der Mulde. Interessant ist, dass die Grube wirklich vor der Eidermündung liegt. Heute mündet der Fluss in größerem Abstand im Osten ins Wattenmeer, ziemlich genau auf die Grube zu. Die Frage ist berechtigt, ob das Helgoländer Loch anders entstanden sein könnte, etwa durch einen Strudel am Ausfluss der Eider. Das muss allerdings als äußerst unwahrscheinlich gelten. Heute ist die Eider ein typischer Flachlandfluss, keine hundert Kilometer lang, windungsreich, gefälle- und wasserarm. Dass die Mündungsbreite bei Tönning fast ein Kilometer beträgt, beruht nur auf der geringen Tiefe und Strömungsgeschwindigkeit. Sollte die Mündung früher wirklich bei Helgoland gelegen haben, d.h. rund siebenzig Kilometer weiter westlich, dann war der Wasserstand damals vielleicht zwanzig Meter tiefer, ein gleichfalls bescheidenes Gefälle. Selbst mit der Annahme einer doppelten Wassermenge an der damaligen Mündung kann die Mündungsbreite keine zwei Kilometer betragen haben. Wie sollte man sich vorstellen, dass vor dieser Mündung, in dem sonst fast gefällelosen Meeresgrund, ein Wirbel von der rund zweifachen Flussbreite auftritt und eine Grube von mehr als zwanzig Meter Tiefe ausspült? Selbst wenn eine Unsymmetrie der Strömung, infolge des rechtsseitigen Felsens, in Betracht gezogen wird, ist eine derartige Wirbelstärke völlig undenkbar.



Der Komet Hale-Bopp. Sah Phaéton so ähnlich aus? (Foto: GLG-Archiv)

Außerdem, die oben aufgeführten antiken Berichte sind keineswegs die einzigen Zeugnisse des Einschlages. Apollonios schreibt weiter über die Argonauten: „*Noch heute haucht die Lagune widrigen Dunst vom Schläge, der jenen (Phaéton) verbrannte, und kein Vogel vermag ... über das Wasser dort zu fliegen*“ (B, 168). Platon schreibt im Timaios: „... *ebenso verschwand die Insel Atlantis im Meer versinkend; daher ist das Meer dort auch heute noch unzugänglich und unerforschbar wegen des sehr seicht liegenden hindernden Schlammes, den die untergehende Insel zurückließ*“ (C, 451). Im griechischen „Wunderbuch“ heißt es: „*Die elektrischen Eilande (Bernsteininseln) sollen durch den Fluss Eridanos angespült worden sein. In der Nähe des Stromes ist auch ein See mit warmem Wasser, das einen üblen Dunst ausströmt. Kein Tier trinkt aus ihm, kein Vogel fliegt über diesen See, oder er fällt hinein und stirbt. Der See hat einen Umfang von 200 Stadien (37 km). In diesen See, so sagen die Eingeborenen, sei Phaéton gestürzt*“ (B, 182).

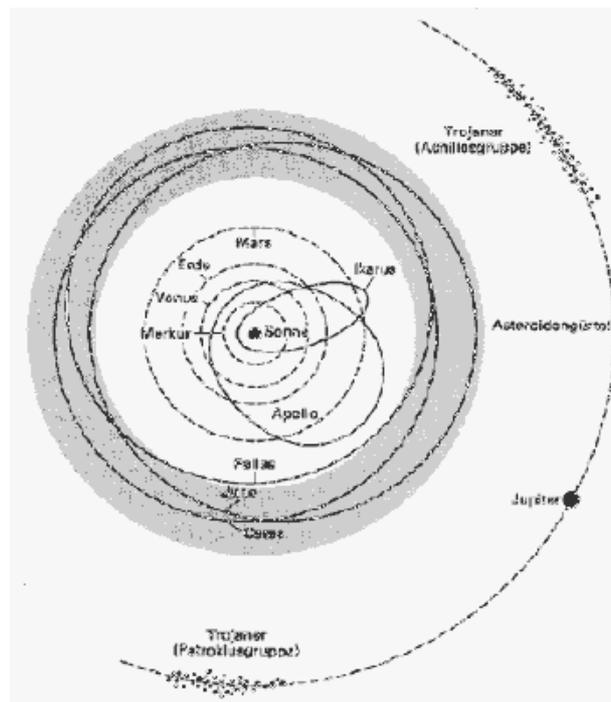
Der Grubenrand liegt heute in etwa vierzig Metern Wassertiefe. Folgt man dieser Tiefenlinie, dann ergibt sich ein Grubenumfang von rund 37 Kilometern. Diese genaue Übereinstimmung mit Platons Angabe mag in Anbetracht der langen Einwirkung von Sturmfluten, Felsabbrüchen bei Helgoland und Einschwemmungen von der Eidermündung zufällig sein, aber auch als Größenordnung wäre sie ein Beweis mehr für die Wahrheit der alten Berichte.

Die Mulde beginnt am westlichen Ende bei 54° 8' nördlicher Breite. Sie weist nach Ost-südost. Folglich hat die Bahn des Objektes zuvor noch etwas nördlichere Breiten berührt, schätzungsweise den siebenundfünfzigsten Grad. Während das Objekt auf einer zur Äquatorialebene geneigten Bahn um die Erde schwang, und sich die Erde bei jedem Umlauf des Objektes um mindestens 24 Grad weiter ostwärts drehte, wurden dadurch in 24 Stunden rundum auf der Erde 15 verschiedene Orte am siebenundfünfzigsten Grad tangiert. Nördlich davon blieb der Globus verschont. Der Äquator dagegen wurde mit jeder Schleife zweimal überquert, allerdings dort schon weit außerhalb der Atmosphäre.

Phaétons Flugrichtung

Drei Möglichkeiten gibt es bisher, etwas über die Flugrichtung zu erfahren. Wie schon im vorigen Abschnitt angedeutet, weist die einseitige Lage der größten Grubentiefe bei Helgoland darauf hin, dass der Einschlag, d.h. der flache Anflug, von Westen her erfolgte.

Doch dem bereits zitierten Bericht von Apollodor könnte man entnehmen, der Flug sei westwärts verlaufen. Von Syrien nach Thrakien wäre es ebenso ein Flug mit Westkomponente wie von Thrakien zum Ätna gewesen, wobei schon vermutet wurde, dass diese zweite Strecke einer anderen Umrundung angehört haben musste. Die Nord- bzw. Südkomponente dieser beiden Teilstrecken würde durchaus zu einer Flugbahn passen, die bis zum siebenundfünfzigsten Breitengrad hinaufführt. Es wurde aber schon gesagt, dass Zweifel an dieser Richtungsbestimmung erlaubt sind, weil die Beobachter der genannten drei Gegenden in keiner Weise koordiniert sein konnten.



Die meisten Planetoiden laufen in einem Gürtel zwischen Mars und Jupiter um die Sonne. Einige „Ausreißer“ jedoch kreuzen auch die Erdumlaufbahn (Roman Smoluchowski, Das Sonnensystem, Heidelberg 1985)

Das dritte Indiz scheint darin zu bestehen, dass laut Spanuth Bodenbohrungen im deutschen Küstengebiet übereinstimmend ergeben hätten, dass vor etwa 3000 Jahren ein üppiger Baumbestand einem Weststurm zum Opfer gefallen sei. Alle Baumkronen seien ostwärts gestürzt (B, 133). Auf den ersten Blick ist nicht einzusehen, warum Phaéton einen derart vernichtenden Weststurm verursacht haben sollte. Unten werde ich näher darauf eingehen, dass es sich um einen mehrere Quadratkilometer großen Körper gehandelt haben könnte, der mit fast acht Kilometer pro Sekunde tagelang die Erde umrundete. Bei vielen dieser Umläufe muss er die nordeuropäischen Küstengebiete in niedrigster Flughöhe tangiert haben. Für die Atmosphäre, die ohnehin in diesen Breiten eine überwiegende Westwind-Tendenz hat, bedeutete das einen fortgesetzten Antrieb zu höheren Geschwindigkeiten, so etwa, als wenn man das Wasser in einem engen Kanal durch dauernde Paddelschläge antreiben würde.

Ob aus alten Quellen noch mehr über Phaéton zu erfahren ist, bleibt eine vage Hoffnung. Ganz sicher aber könnte die moderne Forschung dazu beitragen, falls die in den letzten Jahren betriebene seismographische Untersuchung des Meeresbodens der Deutschen Bucht auf das Gebiet des Helgoländer Lochs ausgedehnt würde. Das Institut für Geophysik an der Universität Kiel hofft, die bisher nördlich von Helgoland betriebenen Messungen fortführen zu können. Diese bis 200 Meter Tiefe reichenden Messungen müssten Aufschluss geben können, ob es sich um einen Meteoritenkrater handelt, aus welcher Richtung der Einschlag erfolgte, und im besten Falle sogar, wie groß und von welcher Beschaffenheit der Himmelskörper war.

Phaétons Beschaffenheit

Phaéton sei langsam, nahe der Sonne geflogen und nicht von feuriger, sondern von blutiger Röte gewesen,

das war zweifellos eine Tagessichtung beim Flug außerhalb der Atmosphäre. Das kalte Objekt war also blutfarben, soweit das durch die Bläue der darunter liegenden Atmosphäre unverfälscht erkennbar war. Interessant ist aber auch, dass das Objekt bei Tageslicht und durch die sichtdämpfende Atmosphäre hindurch auffallen konnte. Das lässt auf eine beachtliche Größe schließen. Um z.B. mondgroß zu erscheinen, muss ein in hundert Kilometern Höhe, in Zenitnähe, sichtbarer Himmelskörper einen Durchmesser von nahezu einem Kilometer haben. Es liegen aber gute Gründe vor, noch erheblich größere Abmessungen zu vermuten.

Alle sonstigen Beobachtungen, und deren Zahl ist groß, beschreiben Phaéton (griechisch, „der Lodernde“) als feurig. Auch wenn keine Beschreibung vorläge, muss man sich unter *Lodern* doch etwas anderes vorstellen, als das Glühen und meist noch Funken zurücklassen der nicht ganz selten vorkommenden, gewöhnlichen Meteoriten. Der Name vermittelt den Eindruck einer rasch bewegten Fackel.

Manchen Beobachtern des Phaéton hat es - verständlicherweise - an einem passenden Namen gefehlt. So gibt es Ausdrücke wie „Ungeheuer“, „Untier“ oder „Unhold“, mindestens also Hinweise auf etwas sehr Großes und Schreckliches, das sich mit keiner Erfahrung deuten ließ.

Dem Namen Phaéton kommt es nahe, wenn in Medinet Habu geschrieben steht: „... eine furchtbare Fackel schleuderte Flammen vom Himmel“ (B, 81). Plinius berichtet: „... er war von feuriger Erscheinung und gewunden wie eine Spirale; er war nicht so sehr ein Stern, als etwas, was man vielleicht als feurige Kugel bezeichnen könnte“ (B, 62). Diese Aussage ist recht aufschlussreich. Das Objekt hat sich zweifellos gedreht, denn nur so konnte der Funken- oder Flammenschweif spiralig werden. Auch dies kann ein Hinweis auf eine außerordentliche Größe sein, denn nur dann ergäbe sich infolge der zwischen unten und oben unterschiedlichen Luftdichte eine Differenz im Luftwiderstand, die ein Rollen des Objektes bewirken konnte (in dreißig Kilometern Höhe wird die Luftreibung um 15 % je Kilometer geringer).

Offenbar wollte Apollodor die ungeheure Größe des Phaéton zum Ausdruck bringen, wenn er schreibt: „Typhon überragte alle Berge und sein Haupt streifte die Sterne. Seine eine Hand reichte bis zum Westen und die andere bis zum Osten“ (B, 162, 163).



Der Barringer-Krater in Arizona mit einem Durchmesser von 1,5 Kilometern und einer Tiefe von 180 Metern ist ein eindrucksvolles Beispiel eines Meteoriteneinschlages. Er entstand vor etwa 20.000 Jahren (aus: Roman Smoluchowski, Das Sonnensystem, Heidelberg 1985)

Dem lässt Apollon eine ausführliche Beschreibung folgen: „... hundert Drachenköpfe ragten daraus hervor. Von den Flammen abwärts wanden sich Knäuel von Vipern, ... sein ganzer Körper war geflügelt, ... Feuer sprühte aus seinen Augen. Solcher Art war Typhon, als er, glühende Felsbrocken schleudernd, ... feuerspeierend auf den Himmel losging“ (B, 162, 163). Sicher sah man das Ungeheuer ganz anders als nur etwa mondgroß und umgeben von sehr vielen Funken- und Flammenspuren. Das Objekt muss sich schon tief in der Atmosphäre befunden haben, weil der Abbrand so heftig war. Es war aber noch weit entfernt von einer Sturzbahn, denn wenn es „auf den Himmel losging“, musste es sich wohl um einen steigenden Abschnitt der Ellipsenbahn gehandelt haben.

Andere griechische und römische Autoren sagten einfach, Typhon sei eine ungeheure Kugel aus Feuer gewesen (B, 162). Im Wesentlichen stimmen also alle Beschreibungen überein, im Einzelnen gibt es Abweichungen, die nur zum kleineren Teil durch gewisse Wandlungen, im Zuge der Überlieferung über verschiedene Kanäle, zu erklären sind. Hauptsächlich dürfte es sich indessen um Unterschiede des Erscheinungsbildes handeln, die sich daraus ergaben, dass das Objekt zu verschiedenen Zeiten und in anderen Flughöhen gesehen wurde. Höchstwahrscheinlich war das Objekt auch keine Kugel, sondern ein recht unregelmäßig geformter Körper (wie z.B. die beiden Marsmonde, die man auch für Planetoiden, nämlich Bruchstücke eines zer-

störten Planeten hält). Dieser wird bei jedem seiner Durchgänge durch die Atmosphäre eine andere Lage und Rotationsgeschwindigkeit gehabt haben. Wenn er beispielsweise vor dem Eintauchen schon „verkehrt“ rotierte, wird diese Rotation beim Kontakt mit der Atmosphäre erst einmal angehalten.

Abbrand

Überaus zahlreich sind die Berichte, dass glühende Steine vom Himmel fielen. Das alles einzeln zu zitieren, ist wohl nicht nötig, da diese Erscheinung im Zusammenhang mit größeren Meteoriten häufig ist. Keineswegs so gewöhnlich sind dagegen die Berichte über vom Himmel fallendes Blut, das brennend herunterkam, auf der Erde und im Wasser brannte und alles Brennbares auf der Erde vernichtete. Hiervon einige Beispiele:

- Buch Exodus: „... da verwandelte sich das Wasser im Nil in Blut. Die Fische kamen um, der Nil wurde stinkend, die Ägypter konnten kein Wasser mehr aus dem Nil trinken ... die Plage wahrte sieben Tage“ (B, 129).
- Offenbarung Johannes: „... Feuer mit Blut gemengt, fiel auf die Erde“ (B, 117).
- Papyrus Ipuwer: „Blut ist überall. . . Der Fluss ist Blut, trinkt man von ihm, so weist es jeder Mensch zurück ... die rote Erde ist durch das ganze Land hin verbreitet“ (B, 128).
- Papyrus Eremitage: „Das rote Land“ (B, 128).
- Ovid: „Da rinnen blutige Tropfen herab, gleichwie aus offener Wunde“ (B, 130).
- Edden, Ragnarök: „... und rötet der Waltenden Wohnsitz mit rotem Blut“ (B, 130).
- Muspilli: „Sobald das Blut des Elias auf die Erde tropft, so entbrennen die Berge“ (B, 96). Dass der Name Elias im germanischen Epos vorkommt, kann wohl so verstanden werden, dass diese Dichtung in bereits christlicher Zeit entstand.
- Kalevala: „... die Erde war mit roter Milch besprenkelt“ (B, 139).
- Finnisch-ugrisch: „Blut rötete die ganze Erde, worauf der Weltbrand folgte“ (B, 130).
- Apollodor: „Als Typhon einen Berg in Thrakien überflog, quoll aus diesem ein Strom von Blut heraus, wovon er den Namen Hae-mus erhielt“ (B, 128). Es ist wohl anzunehmen, dass hier infolge eines Luftstoßes besonders viel von der mitgeführten blutartigen Fracht des Objektes abgesondert wurde und niederging.
- Altai Tataren: „... dass Blut die ganze Welt rötete“ (F, 66).
- Maya Quiché: „... dass das Wasser in den Flüssen zu Blut wurde“ (F, 65).

Wohlgemerkt, diese Auszüge sind zusammenhängenden Texten entnommen, die durch die Summe ihrer Einzelheiten unverwechselbar und stellenweise auch ganz ausdrücklich die Beziehung zu jener Weltkatastrophe erkennen lassen. Spanuth und auch Velikovskij versuchen diesen weltweiten Blutregen als Niederschlag von roter Vulkanasche zu deuten. Bei zahlreichen Ausbrüchen aus neuerer Zeit beobachtete man solches. Teilweise mag es auch damals so gewesen sein, aber bestimmte, gleichfalls überlieferte Indizien legen eine andere Möglichkeit nahe.

Immer wieder heißt es, dieser Blutregen habe schon beim Niedergehen gebrannt. Der Brand sei auch vom Wasser nicht gelöscht worden. Im Maya Quiché heißt es, ein Regen von Pech und einer klebrigen Masse sei vom Himmel gefallen. Ebenso wird im Popol-Vuh betont, dass die Menschen in einer klebrigen Masse ertranken, die vom Himmel regnete. Die Mogulen berichten von „Feuerwasser“, ostindische Stämme von „feurigem Wasser“, das vom Himmel fiel, in Mexiko wird von „Feuerregen“ berichtet. Die Midraschim berichten von „Naphtha“ (= Erdöl), usw. (E, 70, 71).

Man sollte daraus schließen dürfen, dass Phaéton diese zäh-klebrige Masse, die sich schon im Fluge entzündete und sogar im Wasser weiterbrannte, als irgendeinen erdölartigen, organischen Stoff mitführte. Das Geheimnisvolle ist die ganz unbezweifelbare, da so vielfach bestätigte, rote Färbung. Eine Vermischung von wirklichem Erdöl mit Vulkan-Asche kann es kaum gewesen sei, denn das schmutzig-dunkle Öl hätte jegliche Färbung überdeckt. Eher könnte es eine chemische Verbindung gewesen sein, wobei am ehesten Schwefel in Betracht kommt.

Dieser geheimnisvolle Brennstoff war sogar im Wasser besonders wirksam. In einem apokryphen Buch des alten Testaments heißt es: „Und das war das Allerwunderbarste, dass das Feuer am meisten im Wasser brannte, welches doch sonst alle Feuer auslöscht“ (B, 194). Es gibt noch andere Hinweise auf diese starke Brennkraft, so z.B., dass laut Papyrus Ipuwer ausdrücklich gesagt wird, es seien Tore, Säulen und Wände verbrannt (B, 101), wo doch die ägyptischen Großbauten ganz überwiegend aus Stein bestanden. Archäologen fanden in Königsgräbern früherer Perioden Brandspuren, die auf ein kurzes, überaus heißes und nicht rußendes Feuer hindeuten (F, 73). Oft ist Gestein sogar verglast (siehe z.B. D, 62).

Dagegen steht wohl fest, dass ein gewöhnlicher Regen, mit roter Vulkanasche versetzt, weder brennend her-

abfallen noch am Boden und gar in Gewässern brennen würde. Man müsste auch meinen, ein durch Vulkanasche getrübbtes oder gar verlehmttes Gewässer könne sich so weit absetzen, dass es zur Not trinkbar ist.

Begleiterscheinungen

Die von diesem Feuerregen entfachten weltweiten Brände sind zunächst die furchtbarste Einwirkung des Phaéton, nachdem dieser auf vielfältigen Bahnen große Teile der Erde überflogen hatte. Wälder und alle übrige Vegetation wurden verbrannt, die Gewässer begannen zu sieden und zu verdampfen, und zurück blieb oft nur Wüste und Karst. Das fruchtbare Libyen wurde zur trockensten Wüste und gleichfalls, nach ägyptischen Berichten, das Land der „Neun Bogen“ am nördlichsten Rande des Weltmeeres, aus dem die Angreifer Ägyptens geflüchtet waren.

Feuer auf allen Gewässern, selbst auf den Ozeanen, wird ausdrücklich bekundet. Dass dies die länderweiten Bodenbrände, die gewaltigen Feuerstürme sowie die furchtbar aufgeheizte Atmosphäre und die Austrocknung selbst großer Flüsse nach sich zu ziehen vermochte, ist gleichfalls bekundet. Ovid berichtet z.B. letzteres von Ganges, Euphrat, Don, Donau, Po, Rhein, Rhone und Nil (B, 94). Vom Nil wird mehrmals berichtet, er sei erst viel später ausgetrocknet und habe zunächst noch „große Wasser“ gehabt. Erklärt wird das mit seinem besonders langen Lauf und seinem Ursprung in wasserreichen Seen, die nicht austrockneten. Vermutlich gibt es eine noch bessere Erklärung, nämlich die Herkunft des Nils aus dem fernen Süden, wo Phaéton noch außerhalb der Atmosphäre flog und keine Brände ausstreute.

Stürme, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Dunkelheit, Brände und Höllenlärm

Von unvorstellbar starken Stürmen wird gleichfalls überall berichtet. Sicher waren das zumeist Feuerstürme, zum Brandherd gerichtet. Es mag auch ein Hinweis auf die Verschonung südlicherer afrikanischer Gebiete von Bränden sein, wenn aus Ägypten berichtet wird:

„Ober- und Unterägypten sind vom Sturm geschlagen ... die Menschen liegen im Wehen des Sturmes, es gibt nur noch einen Wind, den Südwind, der den Nordwind vertrieben hat (normalerweise herrscht dort bei Tage ein Seewind aus dem Norden) ... während dieser neun Tage war ein solcher Sturm, dass weder Menschen noch Götter (die königliche Familie) die Gesichter um sich erkennen konnten“ (B, 131, 132). Oder zu anderer Zeit herrschte ein ebenso fürchterlicher Oststurm, drei Tage lang, wahrscheinlich als Libyen in Flammen stand.

Berichte über derartige Stürme gibt es noch aus vielen anderen Regionen. Nicht in allen Fällen waren es wohl Feuerstürme. Die an der norddeutschen Küste gefundenen, ostwärts niedergeworfenen Wälder wurden schon erwähnt und als vermutlich unmittelbare Folge des vorbeiziehenden Phaéton erklärt. Alle derartigen Sturmberichte lassen aber erkennen, dass es sich um langanhaltende und jedes bekannte Maß übersteigende Orkanstärken gehandelt haben muss.

Es ist überdies zu bedenken, dass solche, ganze Länder und sogar Gewässer erfassende Feuersbrünste, die entsetzliche Aufheizung der Atmosphäre, deren gewaltige Anreicherung mit Dampf und Rauch sowie auch die davon verursachte Abschirmung der Erde von jeglicher Sonneneinstrahlung, einen Aufruhr der gesamten Atmosphäre einleiteten, in welcher das normale Spiel des Wetterablaufs unmöglich wurde. Allein das Wetter muss eine Jahre währende, globale Katastrophe gewesen sein. Und als dann die Flächenbrände endeten und die Atmosphäre wieder abkühlte, folgten notwendigerweise sintflutartige Niederschläge.

Natürlich wühlten solche Stürme auch die Meere auf. So z.B., vom Westorkan angetrieben, drängten die Fluten des Atlantik mit unvorstellbarer Heftigkeit in die Nordsee, und was das für die flachen Gebiete der heutigen Deutschen Bucht, also auch für das „Atlantis“ Spanuths, für Folgen hatte, bedarf keiner Erläuterung. Ebenso muss es an der pazifischen Küste Amerikas zugegangen sein. Die neuseeländischen Maori, die um jene Zeit noch in ihrer kanadischen Heimat an der Westküste lebten (s. Thor Heyerdahl, R, 95), haben diese Erinnerung an fürchterliche Stürme und Fluten bewahrt. Auch die weggefegten Wälder, unter dunklen oder feurigen, wild treibenden und berstenden Wolken, weisen auf das gleiche Ereignis hin (F, 84).

An dieser Stelle sei bemerkt, dass keineswegs alle Zeitzeugen dieses Schreckens den Phaéton bemerkt bzw. sein anfängliches Erscheinen unbedingt als Ursache späterer Nöte erkannt haben müssen. Rauch und Dampf verhüllten den Himmel, und Phaéton blieb dadurch vielen Menschen verborgen. Aber ist nicht die Beschreibung von feurigen und wild treibenden und berstenden Wolken geradezu überzeugend als Anzeichen für den darüber hinjagenden Phaéton?

Dort, wo Phaéton dichtere Schichten der Atmosphäre anstach, also in den nördlichen Regionen, wird sicher auch der berüchtigte Überschallstoß zu spüren und zu hören gewesen sein. Fürchtet man schon das Abdecken von Dächern und das Zertrümmern von Scheiben durch ein etwas über Schallgeschwindigkeit fliegen-

des Flugzeug, wie muss es erst gewesen sein, als ein Objekt mit zwanzigfacher Schallgeschwindigkeit (die Druckwelle verstärkt sich mit dem Quadrat dieses Faktors!) und mit millionenfach größerer Stirnfläche daherkam, selbst wenn dies in Höhen geschah, wo die Luftdichte hundertfach geringer ist?

In der Tat berichten viele Völker von unbeschreiblich schrecklichen Schall-Erscheinungen. Man kann sich Gedanken darüber machen, ob die über das Land jagenden Druckstöße auch gewisse Bewegungen der Erdkruste auslösten und die Oberflächen der Gewässer peitschten, aber das war dann wohl erst ein Vorspiel für eine Folge von Ereignissen, die im folgenden Abschnitt zur Sprache kommen. Übrigens wäre dies eine alternative Erklärung für das gleichgerichtete Umstürzen der Bäume.

Selbstverständlich blieben die Menschen - und die nur beiläufig erwähnten Tiere - von all diesen Nöten nicht verschont. Vielfach wird von einem Aussterben des größten Teils der Menschen berichtet. Viele flüchteten in Höhlen, aber auch da wurden die meisten wohl ein Opfer von Hitze, Verschüttung, Durst und Hunger. Doch die dem Einschlag nachfolgende Welle von Katastrophen war nicht weniger verheerend.

Dass die Reibung der Luft den gigantischen, so schnell wie ein Raumschiff dahinjagenden Phaéton unermesslich stark ionisierte, kann man sich vorstellen. Als er der Erde in den nördlicheren Breiten immer näher kam, blieben heftigste Entladungen nicht aus. Bergspitzen waren natürlich die bevorzugten Ableiter. Mehrere Quellen berichten davon. Apollodor besonders dramatisch: „*Zeus schoß von Ferne mit Blitzesstrahlen, aus der Nähe hieb er mit seiner diamantenen Sichel auf ihn ein, und als er sich zur Flucht wandte, verfolgte er ihn bis zum Berge Casius. Dort gewahrte Zeus, dass das Ungeheuer verwundet war und wurde mit ihm handgemein ... kam Zeus plötzlich vom Himmel gefahren und beschloß Typhon mit Blitzen...*“ (B, 163). Gewaltiges Donnern muss damals den Überschallstoß begleitet haben.



So oder ähnlich könnte der Einschlag des Planetoiden Phaéton ausgesehen haben (Zeichnung: GLG-Archiv)

Folgeerscheinungen

Als nun Phaéton nach vielen Umläufen in die Mündung des Eridanos gestürzt war und dort das Meer bis in ferne Zeiten, wie mehrfach berichtet, von stinkendem und giftigem Schlamm (an das brennende Fluidum sei erinnert!) unbefahrbar geworden, zurückließ, hatte die Erde mit ihren Bewohnern keineswegs ausgelitten. Zunächst die Brände: Sie fraßen sich noch viele Jahre lang in von Phaéton nicht unmittelbar betroffene Regionen fort. Von solcher Dauer wird berichtet, und das ist auch durchaus glaubwürdig. (Hierzu nur ein kleines Beispiel: Als die ersten Siedler auf Madeira eine kleine Stelle mit Feuer auslichteten und die Kontrolle darüber verloren, brannte diese nur 740 Quadratkilometer große Insel sieben Jahre lang...)

Das Schlimmste war aber sicher der Einschlag des Phaéton mit seinen Folgen. Welch gewaltige Erschütterungen muss der Einschlagsstoß des Kubikkilometer großen Objektes der Erdkruste erteilt haben? Rund um den Erdball wurde sie in Schwingungen versetzt, die überall fast gleichzeitig heftigste Erdbeben auslösten. Bekanntlich entstehen Beben immer dann, wenn die Reibungsspannung an den Kontaktstellen der ständig gegeneinander wandernden Schollen der Erdkruste zu groß wird und mit einem Ruck die Bewegung einsetzt. Diese Verschiebung hat dann Spannungen an anderen Stellen zur Folge, weitere Beben und die gleichen

Vorgänge. Es dauert mitunter lange, ehe nach einem heftigen örtlichen Beben Beruhigung eintritt. Wie unvorstellbar heftig und anhaltend muss es weltweit gebebt haben, als alle in der Erdkruste angesammelten Reibungsspannungen von den umlaufenden Stoßwellen beinahe gleichzeitig ausgelöst wurden? Das Schollensystem ist zu unregelmäßig und dessen Verschiebungstendenz zu ungleichmäßig, als dass es schon bald einen Zustand geben konnte, der frei von großen Spannungen war und Ruhe gab.



Ein Asteroid, der ein Planetoid ist: „Ida“, aufgenommen von der Raumsonde „Galileo“ im August 1993. Ida ist 55 Kilometer lang. Schläge ein solcher Gesteinsbrocken auf der Erde ein, würde unsere gesamte Zivilisation regelrecht hinweggeblasen werden (Nicholas Booth, Die Erforschung unseres Sonnensystems, München 1996)

Dass es wirklich so war, wird aus allen Weltgegenden bestätigt. Was Brände und Druckwellen der Luft nicht vermochten, wurde jetzt zerstört. Städte und Paläste wurden zu Schutt, Berggrutsche veränderten das Land, Bäume, soweit sie noch übrig waren, sprangen entwurzelt in die Luft und fielen mit der Krone voraus zurück. Vielerlei wurde von Erdspalten verschlungen.

Mit starken Erdbeben können die unglaublichsten Lärmerscheinungen verbunden sein, bis hin zum völlig unerträglichen Getöse. Von „Jahren des Lärms“ wird im Papyrus Ipuwer geschrieben. „*Oh würde doch die Erde ablassen vom Lärm und kein Getöse mehr sein*“ (B, 115). Man versteht, wie lange und wie nervenzerreißend das gewesen sein muss.

Wenn heftigste Erdbeben auftreten, erschüttert das selbstverständlich auch die unter Überdruck stehenden Lavakavernen der Vulkane. In großer Zahl brechen diese auf. Es wird berichtet, und die Forschung hat das bestätigt, dass es gleichzeitig mehrere Ausbrüche gab. Der Ausbruch des Thera/Santorin zu jener Zeit war ganz sicher der heftigste, den die nacheiszeitliche Menschheit erlebte. Noch heute spricht man vom Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, bei dem anderthalb Dutzend Kubikkilometer Gestein in die Luft flogen, und das war, wie die Forscher schätzen, kaum ein Achtel der Masse des Thera. Alle Küsten und Länder des östlichen Mittelmeeres waren betroffen; von Griechenland bis Syrien, von Anatolien bis Ägypten reichten die Verwüstungen durch glühendes Gestein, dicke Ascheschichten, Erdbeben und vor allem von weit in die Küstentäler hinaufjagenden Flutwellen. Die Deukalonische Flut ist ein Beispiel und die Vernichtung der minoischen Kultur neben vielen anderen kündigt ebenfalls davon.

Apollodor berichtet, Typhon habe den Ätna zum Ausbruch gebracht, und es sei angeblich überhaupt die Entstehung dieses Vulkans gewesen (B, 163). Eine schwedische Meeresboden-Untersuchung bestätigte die Gleichzeitigkeit der damaligen Aktivität von Thera und Ätna (B, 112). Ungefähr für die gleiche Zeit datieren isländische Forscher eine ungewöhnlich starke Vulkantätigkeit auf ihrer Insel (B, 113).

Solche Nachrichten legen es nahe, dass noch weltweit andere Vulkane damals tätig wurden, doch ist vorerst darüber nichts bekannt.

Heftige Vulkanausbrüche können ihrerseits auch Auslöser für Erdbeben sein, und so ist zu vermuten, dass der Höllentanz von Beben und Ausbrüchen lange Jahre weiterging. Vom Krakatau und manchen geringeren Ausbrüchen her ist bekannt, dass feinsten Aschestaub bis weit in die Stratosphäre hinaufgejagt wird und dort viele Jahre schwebend verbleibt. Bei der damaligen Katastrophe waren das derartige Mengen, dass zeitweise in manchen Gegenden totale Finsternis geherrscht haben muss. Drei Tage lang konnte z.B. in Ägypten niemand den anderen sehen und seinen Platz verlassen (B, 121). Dass die Sonne unsichtbar blieb und kein Licht auf die Erde gelangte, dauerte rund um den Erdball viele Jahre. Alle Völker berichteten davon und von einer bedeutenden Abkühlung des Klimas. In südlicheren Ländern, z.B. Indien, regnete es unaufhörlich, nachdem jetzt der Wasserdampf ausgefällt wurde, der sich während der Brände in der heißen Atmosphäre angesammelt hatte. Im Norden gab es jahrelange Schneestürme und keinen Sommer - den Fimbulwinter. Dies war

das schlagartige Ende des bronzezeitlichen Wärmeklimas, wie es der einschlägigen Wissenschaft ganz geläufig ist.

Folgen für die Menschheit

Keine Phantasie reicht wohl aus, sich die nachfolgende Zeit im Leben der Menschen vorzustellen. Überall herrschte Verwüstung, die Folge von Bränden, Fluten, Aschenregen, Schnee- und Regenstürmen, Sonnenarmut und Kälte. Schrecklichster Hunger entfesselte alle menschlichen Gewalten, Brudermord und Krieg. Ratlos wanderten die wenigen Überlebenden, wie seinerzeit die zuerst und am schlimmsten betroffenen Nordvölker, weg aus der verwüsteten Heimat. Die Geschichtsforscher und Archäologen, die bisher diese Katastrophe noch nicht in ihr Geschichtsbild aufgenommen haben, spüren die Lücke. Bezogen auf die Kulturkreise Europas und des vorderen Orients ist das „dunkle Zeitalter“ ein Begriff. Könnte man sich entschließen, Spathus Erkenntnisse in Betracht zu ziehen, es würde sich manches klären lassen und vielerlei Anregung für neue Hypothesen und weitere Forschungen gewonnen werden.

Obwohl von vielen Völkern berichtet wird, sie seien auf kleinste Bruchteile der ursprünglichen Bevölkerung dezimiert worden, überlebten doch viele Menschen, und glücklicherweise unter ihnen auch solche, die altes Kulturgut weitergeben konnten, dass schon nach wenigen Jahrhunderten ein normaler Fortbestand gesichert war. Selbst der in langen Zeiträumen schwingende Nordseegrund hob sich wieder und die „Atlantis-Insel“ Basileia tauchte so weit auf, dass die Völuspä dichten konnte (B, 178):

*Sie sieht heraufkommen
zum zweiten Male
Land aus den Fluten
frisch grünend.
Es fallen die Fluten ...
Asen treffen sich
auf dem Idafeld
und von der Erdumgürterin,
der mächtigen, reden sie ...*

Das Idafeld ist der heilige Bezirk von Basileia, in dessen mächtigem Tempelbau, dem Asgard, sich schon ehemals die Fürsten der atlantischen Stämme, die Asen, zu gemeinsamem Rat getroffen hatten. Nun redeten sie gewiss nicht nur von vergangenen Schrecken, sondern vom Wiederaufbau und neuer Seefahrt.

Aber die nördliche Erdhälfte, soweit sie dem Feuerbrand des Phaéton unterworfen war, war doch sehr verändert. Die Bodenforscher bestätigten es, so waldreich war Europa nicht mehr und wurde auch nie wieder so. Die Mittelmeerländer waren verkarstet, und Nordafrika, wie wohl auch die entsprechend gelegenen Gebiete des Orients, waren ihrer Vegetation beraubt und verfielen der Wüste.

Basileia blieb noch mehr als zwei Jahrtausende besiedelt, aber Zug um Zug entriess die Nordsee größere Gebiete, bis dann nach der furchtbaren Sturmflut von 1362, bei der Hunderttausende ertranken, das meiste wieder verschlungen war.

Der Planetoid Phaéton

Erstaunlich viel lässt sich aus den alten Mitteilungen entnehmen, was eine physikalische Beschreibung dieses Ungeheuers erlaubt:

- Verglichen mit den größten aus geschichtlicher Zeit gemeldeten Meteoriten war Phaéton entsetzlich groß, anfangs einige Kilometer messend,
- er wurde auf unzusammenhängenden Bahnen gesichtet, was nur durch Umlauf nach Art der heutigen künstlichen Satelliten zu erklären ist,
- die Flugrichtung war ostwärts, d.h. im Sinne der Erdrotation, gerichtet,
- die Pendelung um die Äquatorebene führte bis zum 57. Grad nördlicher Breite,
- die Bahn war sehr unrund (elliptisch) und führte südlich des 20. Breitengrades weit in den luftleeren Raum hinaus,
- außerhalb der zum Glühen führenden dichteren Atmosphäre war der Himmelskörper infolge seiner Größe bei Tage noch sichtbar und erschien blutrot,
- beim Eintauchen in die dichtere Atmosphäre wurde er jedes Mal neu entflammt und war als „lodernde Fackel“ sichtbar,

- infolge seiner Größe bewegte sich die Unterseite bereits in dichter Luft als die Oberseite, was zu einer „kullernden“ Rotation führte,
- langgezogene spiralförmige und wirbelnde Feuerschweife folgten dem Körper auf seiner Bahn,
- glühende Steine und eine blutrote brennende Masse fielen herab,
- die Masse war zäh und stinkend und machte davon berührtes Wasser ungenießbar,
- die Masse brannte auf dem Wasser stärker als auf festem Boden,
- das Feuer war rußarm und enorm heiß; an vielen Stellen hat der Brand Steine und Mauern verglast,
- der Absturz erfolgte in flachem Anflug aus westlicher Richtung in die Einmündung südlich Helgolands,
- Jahrhunderte lang war die Einschlagstelle wegen Schlamm und giftiger Gase nicht befahrbar, der Gestank vermutlich schwefelig,
- vom tiefsten Punkt aus gemessen, der heute 57 Meter Wassertiefe hat, erstreckt sich die Grube westwärts zehn Kilometer, ostwärts vier Kilometer, bei vier Kilometern Breite,
- es ist anzunehmen, dass die Grube einst bedeutend tiefer war, denn die Schwemmung wird von 3200 Jahren Zufluss aus der Eider, Gezeitenströmung und Sturmflut sehr beträchtlich sein.

Phaétons Herkunft

Es ist offensichtlich, dass dieser Himmelskörper von der Erde eingefangen und zum Umlauf gezwungen wurde. Kometen und Objekte aus dem außersolaren Raum, die als Meteoriten zur Erde stürzen, sind mit fünfzig bis siebzig Kilometern pro Sekunde dafür viel zu schnell. Das Einfangen ist nur unter eng begrenzten Bedingungen möglich, die sicher nur äußerst selten zufällig erfüllt sein dürften: Das Objekt muss ungefähr parallel zur Erdbahn um die Sonne mit etwas höherer Geschwindigkeit an die Erde herankommen, diese in geringem Abstand überholen wollen, und wird dann, wenn die Relativgeschwindigkeit stimmt, in eine gekrümmte Bahn um die Erde gebracht, aus der es nicht mehr entfliehen kann. Es darf nur um 7,5 bis 8 km/s schneller sein als die mit rund 30 km/s die Sonne umrundende Erde. In diesem Falle ist auch erkennbar, dass das Objekt, auf die Sonne bezogen, an der Außenseite der Erde vorbei wollte, denn es umrundete diese im Sinne der Erddrehung.

Für dieses Verhalten gibt es nur eine eindeutige Erklärung: Es muss sich um eines der Trümmerstücke gehandelt haben, deren größte Anzahl sich auf einer stark ausgestreuten Bahn um die Sonne, zwischen Mars und Jupiter, bewegt. Astronomisch sichtbar sind viele Tausende solcher Brocken, unregelmäßig in der Form, vereinzelt bis fast tausend Kilometer groß. Kleinere sind viel häufiger, sichtbar sind solche bis nahe einem Kilometer Durchmesser. Phaéton war also nur eines der kleinen Stücke.

Wodurch die Masse von Trümmern auf jene Bahn gelangte, kann nur vermutet werden. Die von den Astronomen bevorzugte Erklärung, es seien aus dem außersolaren Raum oder aus der Wolke, aus der sich das Sonnensystem entwickelte, eingesammelte Reste, klingt wenig überzeugend. Warum sollte gerade dort eine solche Ansammlung entstehen? Dass die Astronomen immer noch von Asteroiden sprechen, ist unter diesen Umständen nicht mehr gerechtfertigt.

Jene riesigen Kometenstücke, die im Juli 1994 in den Jupiter einschlugen, hätten die Erde zertrümmern können. Spätestens seit diesem Ereignis sollte doch eine andere, längst gebräuchliche Erklärung akzeptabel sein, nämlich dass es sich bei der obigen Trümmermasse um Reste eines vor sehr langer Zeit zerschlagenen Planeten gehandelt hat. Darum wurde hier entschieden, den Meteoriten Phaéton als Planetoiden zu bezeichnen. Diesem vermuteten Planeten gab man schon verschiedene Namen, darunter „Ceres“, der hier benutzt werden soll. Möglicherweise stammen auch die beiden Marsmonde von „Ceres“, denn sie sind, ähnlich wie Bruchstücke, unregelmäßig geformt, bewegen sich auf einer Bahn, die von der Ebene der Ekliptik weit abweicht und umfliegen den Mars entgegen dem üblichen Umlaufsinn aller sonst bekannten Monde.

Phaétons Größe

Brauchbare Angaben über Phaétons Größe und Form sind vage. Es gibt aber drei Möglichkeiten einer Abschätzung, die mindestens eine Begrenzung erlaubt. Da ist zunächst die Breite der Einschlaggrube von vier Kilometern. Unterstellt man, dass der ursprüngliche Krater noch etwas breiter war als der einschlagende Körper, dass ferner nicht nur ein Ausfüllen der Grube, sondern auch ein Nachrutschen der Ränder stattfand, dann ist wohl eine Körpergröße von mehr als drei Kilometer unwahrscheinlich oder höchstens zu Beginn des Abbrandes denkbar.

Die zweite Möglichkeit ergibt sich aus der Sichtbarkeit des Körpers außerhalb der Atmosphäre. Wenn Phaéton dort als blutroter Körper gesehen wurde, bei klarem Himmel und Tageslicht natürlich, musste er schon

recht auffällig sein, um zufällig bemerkt zu werden. Schätzt man, dass das Glühen in 80 Kilometern Höhe beginnt, und das Brennen (= Entflammen) erst in 60 Kilometern, dann ist die Annahme berechtigt, als Mindestgröße etwa einen Kilometer Durchmesser anzusehen. Das entspricht etwa einem in einem Kilometer Höhe fliegenden Ballon, doch ist zu bedenken, dass die bei großer Höhe dazwischenliegende Luftmasse das Objekt viel blasser erscheinen lässt.

Die dritte Möglichkeit der Abschätzung ist kompliziert und problematisch, aber aus noch einem anderen Grunde erforderlich. Es ist die Frage, wie groß ein Objekt sein muss, um überhaupt innerhalb der Atmosphäre einige Erdumrundungen ausführen zu können. Dies ist hauptsächlich vom Verhältnis der dem Objekt innewohnenden kinetischen Energie zum Luftwiderstand abhängig. Entscheidend ist, dass die Energie bei gegebener Geschwindigkeit und Massendichte (spezifisches Gewicht) vom Volumen, d.h. von der dritten Potenz des Durchmessers, abhängig ist, während der Luftwiderstand durch die Stirnfläche, also die zweite Potenz des Durchmessers, bestimmt wird. Diese Beziehung sagt uns, dass die Energie um so länger vorhält, je größer der Körper ist.

Kennt man die Masse und den Widerstandsfaktor des Objektes nicht, so stößt man auf noch weit mehr Probleme bezüglich der Umlaufbahn. Mitentscheidend ist nämlich, wie weit die Bahnellipse in den außeratmosphärischen Raum hinausführte. Insgesamt sind das für eine zuverlässige Berechnung zu viele Größen, die nur geschätzt werden können. Hinzu kommt, dass mit einem unbekanntem Verlust durch Abbrand an Masse und Stirnfläche gerechnet werden müsste und jeder Umlauf etwas tiefer in die Atmosphäre führte. Ersatzweise wurde mit einfachsten Annahmen eine Abschätzung vorgenommen, die erkennen ließ, dass Objekte, die auf ihrer Bahn nur streckenweise in die Atmosphäre eintauchen, schon bei zwei Kilometern Größe zahlreiche Umläufe ausführen können. Auch diese einfache Rechnung ist bereits so kompliziert, dass sich eine Wiedergabe an dieser Stelle verbietet.

Jedenfalls bestätigt sich die Erkenntnis, die aus der Analyse der prähistorischen Berichte gewonnen wurde, dass es sich um eine ganz erhebliche Zahl von Umläufen gehandelt haben muss, mehr als an einem Tage möglich sind. Sonst hätten nicht griechische Beobachter Phaéton auf mehreren Bahnen wahrnehmen können.

Betroffene Globalfläche

Während die nördliche Grenze, bis zu der die elliptische Flugbahn des Phaéton reichte, mit etwa 57 Grad nördlicher Breite ziemlich genau festzustellen ist, kann die südliche nicht sicher geschätzt werden. Sie ist auch nicht gleichbleibend, denn mit jedem Umlauf tauchte das Objekt etwas tiefer in die Atmosphäre ein, und folglich auch etwas früher. Nach dem Eintauchen in flacher Bahn begann zunächst, infolge der Reibung, eine starke Erwärmung, durch die ein Schmelzen und Abtropfen der im luftleeren Raum erstarrten Brandmasse einsetzte. Damit dürften dann auch schon Gesteinsbrocken, die in der Brandmasse eingebettet waren, niedergegangen sein und sich dabei weiter erwärmt haben. Zuletzt entzündete sich die Brandmasse und Gestein begann zu glühen und zu zerfallen. Die südliche Grenze des jedes Mal neu beginnenden Infernos ist also räumlich und zeitlich veränderlich.

Die südlichsten Gebiete, aus denen Nachrichten über Phaétons Auftreten vorliegen, sind - laut Spanuth - Oberägypten (3. Katarakt des Nils), Mexiko und Indien. Aus Indien wurde berichtet, die Ströme seien ausgetrocknet gewesen. Es wird sich wohl um die großen Ströme handeln, die im Himalaja entspringen, also um Nordindien. Alle drei Gebiete liegen ungefähr am 20. Grad nördlicher Breite, und mit dieser Orientierung wird man sich begnügen müssen. Folglich kann mit einem rund 4000 Kilometer breiten Band gerechnet werden, auf dem Phaéton während seiner Umkreisung sein Unheil anrichtete.

Die Schleifen, mit denen sich das Objekt nördlich des 20. Grades bewegte, waren über 15.000 Kilometer lang, und das etwa fünfzehnmal täglich. In den vielen Tagen oder gar einigen Wochen der Überfliegung sind das Millionen Kilometer, wobei wegen des Versatzes infolge der Erddrehung kaum eine Stelle des Globus unberührt blieb. Die Bandbreite der verheerenden Spur war sicher nicht überall gleich, jedoch nördlich beim Flug in größerer Erdnähe breiter und katastrophaler. Weniger Unheil geschah indessen über den Meeren, die allerdings an der Oberfläche brannten, was auch viel Meeresleben vernichtete. In der obigen Rechnung sind die schätzungsweise sechzig bis siebzig Prozent, die von Meeren eingenommen werden, mit enthalten.

Diese geographische Abgrenzung des betroffenen Gebietes bezieht sich nur auf die Begleiterscheinungen des noch fliegenden Phaéton. Von den Folgeerscheinungen nach dem Niedergehen, den Erdbeben, Flutwellen, Vulkanausbrüchen, der Verdunklung, Kälte u.a.m. war dagegen der ganze Erdball, wenn auch nicht überall gleich schlimm, betroffen.

Phaétons erstes Auftauchen

Vor dem Einfangen zum Erdumlauf muss sich Phaéton schon nahe der Erdbahn befunden haben. Von der Sonne einseitig beleuchtet, wird er dann für Erdbewohner wie ein Halbmond erschienen sein, natürlich anfangs nur nachts. Es war eine wichtige Aufgabe der alten Priester-Astronomen, ständig den Nachthimmel nach eventuell auftauchenden neuen Gestirnen abzusuchen. Gewiss wusste man aus uralter Erfahrung, dass solche unvermittelten Neuerscheinungen großes Unheil bedeuten konnten. Da es noch keine Hilfsmittel gab, geschah die Beobachtung mit bloßem Auge. Es fragt sich, ob es rechtzeitig für eine Warnung möglich war, den Phaéton zu erblicken. Für eine Abschätzung stehen genug Daten zur Verfügung.

Über die Sichtbarkeit entscheidet die Helligkeit eines nur von der Sonne beschienenen Objektes und dessen scheinbare Größe in Bogensekunden. Wenn sich Mars und Saturn in größter Erdnähe befinden, erscheinen sie 18 bzw. 20 Bogensekunden groß. Mars ist heller als Saturn, trotz der kleineren scheinbaren Größe, weil näher an der Sonne. Schätzt man, dass im besten Falle schon ein Neuntel einer mit dem Mars vergleichbaren Helligkeit genügte, um ein erstes Auftauchen zu bemerken, dann konnte das Objekt zu der Zeit etwas mehr als sechs Bogensekunden groß erschienen sein (zweimal Wurzel aus 9).

Im Verhältnis zur Entfernung ist eine Bogensekunde ein Zwanzigtausendstel. Wenn Phaéton vor allem Abbrand drei Kilometer groß war, konnte er also auf rund 60.000 Kilometer Entfernung gesehen werden. Da er sich der Erde mit etwa 7,5 km/s Geschwindigkeit näherte, war er nur 8000 Kilometer vorher sichtbar. Das sind kaum mehr als zwei Stunden, für eine eventuelle Warnung eine viel zu kurze Zeit. Selbst die doppelte Zeit, falls diese Rechnung auf unbefriedigenden Annahmen beruhte, ist für Übermittlung durch Boten unbedeutend. Was sollte auch eine Warnung bei dem nachfolgenden großen Unheil nützen?

Schluss und Ergänzung

Was Solon in Ägypten erfuhr und Platon Jahrhunderte später wahrheitsgemäß - wie er betonte - wiedergab, ereignete sich eindeutig im -13. Jahrhundert. Pastor Jürgen Spanuth hat das schon in seinen ersten Werken ausführlich und überzeugend dargelegt und damit seine Erkenntnis begründet, das von ihm lokalisierte „Atlantis“ habe in der Nordsee gelegen. Die vielen Autoren, die über Atlantis schrieben und diesen vermeintlichen Kontinent überall sonst, nur nicht dort ansiedeln wollten, können Spanuths Erkenntnis nichts Substantielles entgegensetzen. Auch nicht jene „Romantiker“, die sich an die vermeintlichen neuntausend Jahre halten und von einer eiszeitlichen Hochzivilisation träumen, müssen enttäuscht werden. Ganz absurd ist es, sich um jene ferne Zeit schon ein griechisches Athen vorzustellen, das sich gegen den Einfall der Dorer verteidigte. Lokalpatrioten hat es natürlich auch gegeben, die Atlantis gerne nahe ihrer Heimat suchten, so z.B. einen griechischen Archäologen, der seine ägäischen Ausgrabungen unbedingt als „Atlantis“ deuten wollte und damit sogar Glauben fand (G).

Nach wie vor abseits bleibt die Schulwissenschaft, nachdem Platons Bericht dargestellt worden war. Weder Philologen noch Historiker, Prähistoriker oder gar Astronomen haben sich je die Mühe gemacht, das viele Material, das Spanuth vorlegte, zu prüfen. In Acht und Bann tat man ihn auch, weil er - der Rassist! - die „Atlantier“ als „Germanen“ identifizierte. Spanuth selbst hat indessen nie geruht, seine Erkenntnis durch weitere Forschungen und Veröffentlichungen zu untermauern. Besonders ergiebig war er in seiner Schrift von 1992: „Eine Ehrenrettung Platons“ (K). Das Wesentlichste daraus sei als wertvolle Ergänzung der ohnehin langen Beweiskette wiedergegeben:

9000 Jahre:

Die Vermutung, es sei ein sprachliches Missverständnis, hat sich bestätigt. Die Ägyptologin Dr. G. Reinhardt-Reuter wies in einer Arbeit nach, dass das ägyptische Volk mit Jahren zählte, aber die Priesterschaft, der Genauigkeit wegen, mit siderischen Monaten, also 13,36 pro Jahr.

Haunebu:

Die Ägypter berichteten, ihre Gefangenen hätten sich als Haunebu bezeichnet. Deutsche, französische und englische Forscher vermochten diesen Namen nicht zu deuten. Spanuth fand die Bedeutung. Bo heißt in den skandinavischen Sprachen Wohnstätte, Bewohner. Und das „o“ wird wie „u“ gesprochen, wie es die Ägypter auch verstanden. Haune enthält mit „ne“ eine Genitiv-Endung, während das Hauptwort Hafen = Hamn, oder Meer = hac heißt, mit dänischer Aussprache „haun“. Ein Beispiel: Kopenhagen = Kaufmannshafen, dänisch Tschöbenhaun gesprochen. Spanuth nennt noch ein Beispiel: Die Wikingersiedlung Haithabu bei Schleswig heißt Heide-Wohnstätte. Haunebu jedoch bedeutet demnach Meeres- oder Hafengebwohner in skandinavisch-dänischer Prägung. Dass die „Atlantier“ möglicherweise aus den Gebieten der Deutschen Bucht und der hol-

steinisch-jütländischen Halbinsel kamen, bestätigt sich auch durch den ägyptischen Bericht, unter ihren Gefangenen habe es drei Stämme gegeben: Sakar (Sachsen), Phrsti (Friesen?) und Denen.

Bernstein:

Die Griechen sagen, die „Atlanter“ seien von den „elektrischen Eilanden“ gekommen. Diese Aussage lässt keine Zweifel, denn der Bernstein hieß griechisch Elektron. In Platons Bericht wird jedoch auch ein Material genannt, über das die „Atlanter“ in großer Menge verfügten: Oreichalkos. Dieser Ausdruck konnte nicht übersetzt werden, aber er wurde immer als Bernstein gedeutet. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr groß, obwohl die Wissenschaft bisher darauf besteht, es habe in der Nordsee nie Bernstein gegeben. Das stimmt indessen nicht, denn selbst heute noch findet man dort geringe Mengen davon. Außerdem, es ist bewiesen: Eine Grabinschrift bei Pharao Thutmosis III. (um -1500) berichtet, eine Gesandtschaft der Haunebu habe aus den nördlichen Ländern 8943 Pfund Bernstein mitgebracht. Der Bernsteinhandel zwischen Nordsee und Mittelmeer ist also uralte, vielleicht älter als der aus dem Ostsee-Samland.

Eider:

Dass die Griechen vom „Strom Eridanos“ berichteten, galt als Unkenntnis oder poetische Übertreibung. Nun stellte Spanuth fest, die Ostsee habe damals einen zweiten Abfluss in die Nordsee gehabt, der wenigstens im Mündungsbereich aus der damals viel breiteren Eider bestanden habe. Da der nacheiszeitliche Nordseegrund südlich einer Linie Jütland - Doggerbank noch Land war, der heute noch ständig sinkt, lag die Eidermündung wahrscheinlich noch südlich von Helgoland, genau dort, wo Phaéton einschlug. Die alten Berichte stimmen also wörtlich! Es kann sein, dass das früheste Bernsteinvorkommen in der Eidergegend war und der furchtbare Orkan, den Phaéton erzeugte, dieses leichte Material erst in die samländische Bucht der Ostsee verfrachtete.

Elefanten:

Die Atlanter hätten in großer Zahl Elefanten gehabt, berichtet Platon im „Timaios“. Das ist ganz sicher ein weiteres sprachliches Missverständnis. Spanuths Erklärung ist sicher richtig: Aleph oder Eleph ist ein indogermanisches Wort für horntragende Tiere, also auch für Rinder. Die Ägypter meinten das auch, denn der Elefant heißt bei ihnen ganz anders: „jeb“. Dem Aleph oder Eleph entsprechende Wortstämme sind sehr verbreitet: z.B. griech. elephos = Hirsch, german. elaho = Elch, babylon. alepha = Rind.

Dass „Atlantis“ wirklich existierte, ein Land in der heutigen Nordsee war, von germanischen Stämmen bewohnt und vom Planetoiden Phaéton im 13. Jahrhundert vC zerstört wurde, ist nicht mehr zu bezweifeln.

Literatur

- (A) Jürgen Spanuth: Das enträtselte Atlantis, Stuttgart 1953
- (B) Jürgen Spanuth: Atlantis, Tübingen 1965
- (C) Jürgen Spanuth: Die Atlanter, Tübingen 1976
- (D) Jürgen Spanuth: Die Philister, Osnabrück 1980
- (E) Jürgen Spanuth: Die Phönizier, Osnabrück 1985
- (F) Immanuel Velikovsky: Welten im Zusammenstoß, Stuttgart 1952
- (G) J. V. Luce: Atlantis, Bergisch Gladbach 1969
- (H) Thor Heyerdahl: American Indians in the Pacific, Chicago 1953
- (I) Barry Fell: America B. C., New York 1977
- (J) Barry Fell: Saga America, New York 1980
- (K) Jürgen Spanuth: Eine Ehrenrettung Platons. Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Bildung und Kultur, Heft 19, 1992, München